

Nachts im Regen

Die Müdigkeit schlug in eine Art Fieber um: das absurde Gefühl, immer weiter so fahren zu können. Fahren schien einfacher als anhalten, ein Hotel suchen und schlafen. Schlaf existierte in einer anderen Welt.

Vage erinnerte ich mich an Bourg-en-Bresse, eine unendliche leere Landschaft, schwarze Schatten von Gebäuden, vom Regen aufgeweichte, trostlose Orte. Vorhin hatte ich durch den Regenvorhang eine hellgrüne Neonschrift entdeckt: „Restaurant – Hôtel – Bar“ und sofort angehalten. Alle Läden des dreistöckigen Hauses waren geschlossen; Putz bröckelte von der Wand. Es war mir egal gewesen. Nur im Schankraum im Erdgeschoß brannte noch Licht, und einige Männer standen an der Bar. Die Stühle hatte man auf die Tische gestellt, obwohl es erst kurz nach 10 war. Ich war ausgestiegen, um im Anschlagkasten neben der Tür nachzusehen, ob es tatsächlich ein Hotel war. Der Mann hinter der Theke hatte mir einen mißtrauischen Blick zugeworfen. Dann war er zur Tür gekommen – und hatte abgeschlossen. Ich hatte ihn fassungslos angestarrt, aber er hatte sich nur umgedreht und war zu seinen Gästen zurückgekehrt. Ich starrte immer noch. Durch die Regenstriche im Scheinwerferlicht sah ich sein gleichgültiges Gesicht.

Es wurde höchste Zeit, daß ich ein Bett fand, irgendein Bett, und wenn es ein Strohsack wäre. Wieder ein Dorf, Boulangerie, Boucherie, Jardinerie – kein Hôtel. Noch drei Häuser, und ich war wieder mitten in der endlosen Wald-und-Wiesen-Mischung. Ich schrak hoch und trat auf die Bremse, als ich vor mir einen Mann auf der Straße sah. Der Wagen schleuderte, Kies knirschte, als ich auf den Randstreifen geriet. Dann stand das Auto, und ich schnappte nach Luft. Der Mann war verschwunden, nur die Laterne einer einsamen Gärtnerei tauchte die Straße in orangegelbes Licht. Der Mann hatte eine orangefarbene Jacke getragen, wie ein Bauarbeiter.

Nach dem Schock war ich überwach. Die Gegend begann zu leuchten. Als ich ein weiteres Schild sah, das „chambres d’hôte“ verhiieß, hielt ich, ohne eine Sekunde nachzudenken. Bröckelnder Putz, von den Läden abblätternde Farbe, ein eingeschlagenes, mit einem Stück Pappe geflicktes Fenster – all das nahm ich nur undeutlich wahr. Ich war entschlossen, Gewalt anzuwenden, sollte man mir den Zutritt verweigern.

Der Gasträum war verqualmt. Es saßen Gestalten herum, mit denen ich lieber nicht in einem Zimmer gewesen wäre, aber ich schlotterte vor Müdigkeit. Der Wirt brummte irgendetwas, das ich nicht verstand, nahm dann aber einen Schlüssel aus einem Tischkasten und bedeutete mir, ihm zu folgen. Eine enge Stiege, da die Toilette, quietschende Dielen. Das Zimmer war winzig: ein breites Bett nahm drei Viertel davon ein. Den Rest teilten sich ein Tisch von der Größe eines Schneidbrettes, ein Stuhl und ein Waschbecken. Die Blümchentapete hatte sich an der Außenwand schwarz verfärbt und von der Wand gelöst. Das Handtuch auf dem Stuhl war grau. „Formidable“, sagte ich, da fiel mein Blick auf den Laptop, der auf dem windschiefen Brett neben dem Bett stand. Ich runzelte die Stirn, deutete darauf und fragte, ob noch ein anderer in diesem Zimmer wohne.

Der Wirt beschwichtigte mich. Nein nein, keiner, aber der Computer müsse da stehen, dann sei alles in Ordnung. Er sagte noch irgendwas von im Haus herumlaufen und suchen. Wahrscheinlich hatte er Angst, ich könnte auf dem Weg zur Toilette die Treppe hinunterstürzen und mir die Beine brechen. Er schien froh zu sein, mich allein lassen zu können. Ich war auch froh. Mechanisch wusch ich mir den Schweiß vom Körper, ehe ich ins Bett kroch. Natürlich waren die Spannfedern ausgeleiert, so daß sich in der Mitte eine tiefe Mulde bildete. Egal. Regen trommelte an die Fensterläden und quoll weiter durch die Wand in die Blümchentapete. Das war das letzte, was ich hörte.

Ich wurde wach, weil im Raum jemand fluchte. Es dauerte einige Zeit, bis ich mich erinnerte, wo ich war und wie ich in dieses Bett gekommen war. Bourg-en-Bresse, der Regen, die Nacht, chambres, ein schmutziges Zimmer. Ich erinnerte mich an die Gestalten in der Schankstube und hielt vor Schreck die Luft an. Offenbar war man gerade dabei, mich auszurauben! Vorsichtig öffnete ich die Augen. Ein fahler, blaugrauer Schein erhellte den Raum. Neben mir auf dem Bett saß eine Gestalt und fluchte. Mir wurde die Luft knapp, und ich atmete heftig ein. Der Mann fuhr herum und starrte mich an. Ich fuhr hoch. Irgendwo in mei-

nem Körper mußte es noch Adrenalin geben. Meine Hand schloß sich um die einzige in Reichweite befindliche Waffe, das kratzig-graue Handtuch.

Dann drangen zwei Dinge in mein Bewußtsein vor: der Fremde hatte englisch geflucht, und ich konnte durch seinen vorgewölbten Bauch hindurch den erleuchteten Bildschirm des Laptops sehen. Ich atmete wieder aus. „Wer sind Sie?“ fragte ich.

„Schlafen Sie hier?“ fragte er zurück. Seine Stimme war leise, und er sprach undeutlich. Ich nickte, obwohl ich nicht schlief, sondern ein Handtuch umklammernd und barfuß im Zimmer stand.

„Randolph Neeston, Produktmanager“, stellte er sich vor, „Hat man Ihnen das nicht gesagt?“ „Was?“

„Das ist mein Zimmer.“

„Aber ...“

„Sie vermieten es normalerweise nicht. Wahrscheinlich ist alles andere voll.“ Er wandte sich wieder dem Laptop zu. Neugierig spähte ich, was ihn da so gefangen nahm. Auf dem Bildschirm war nichts als Datenmüll, etwa so wie eine Bilddatei, die man mit dem Editor geöffnet hat. Ich konnte es durch seinen Rücken hindurch erkennen. Unschlüssig drehte ich das Handtuch in der Hand. Nie hatte ich mir so sehr gewünscht, ein Kreuz in greifbarer Nähe zu haben. Ich begann wieder zu zittern und mußte alle Kraft aufwenden, um meine Zähne vom Klappern abzuhalten.

„Sie können hier nicht mitten in der Nacht hereinschneien und an ihrem verdammten Computer herumfuhrwerken!“ schrie ich.

Neeston drehte sich langsam um und sah mich traurig an. „Aber ich muß sie verkaufen, so lange sie noch etwas wert sind.“

„Was müssen Sie verkaufen?“

„Die Aktien. Fünftausend e-Shop-Aktien und zweitausend von Synergenta.“

Vermutlich klappte mein Unterkiefer herunter. Ich setzte mich aufs Bett. „Mitten in der Nacht?“

„Aber ich kann doch nur nachts von zwölf bis zur Dämmerung. Bitte, stören Sie mich nicht. Ich muß sie verkaufen.“

Er hämmerte auf der Tastatur herum, ohne daß sich an dem Müll auf dem Bildschirm etwas änderte. Ich kapitulierte. „Tun Sie das, und dann verschwinden Sie hier. Ich bin hundemüde.“

„Es geht nicht“, klagte er, „es geht nicht, und ich muß doch verkaufen.“

Ein Gedanke dämmerte in meinem überanspruchten Gehirn. „Sagen Sie – seit wann sind Sie hier?“

„Neunundneunzig“, hauchte er, „neunundneunzig, und ich konnte sie noch immer nicht verkaufen.“

Er war tot. Kein lebendiges Wesen war so durchsichtig. Er war seit verdammten fünf Jahren tot. Wenn er es in fünf Jahren nicht geschafft hatte, seine beschissenen Aktien zu verkaufen, dann würde er es auch heute nicht schaffen. Ich erinnerte mich undeutlich an Sagen, in denen die Geister Verstorbener umgingen, weil sie irgendetwas nicht erledigt hatten. Ich erinnerte mich nicht an die Geister von Produktmanagern, die spukten, weil keiner ihre Aktien verkaufte. „Ich könnte für Ihre Seele beten“, schlug ich vor.

Neeston sah mich wieder mit diesem leidenden Dackelblick an. „Beten? Verstehen Sie etwas von Computern?“

Eigentlich bin ich froh, wenn die Dinger einfach funktionieren, aber ich konnte unmöglich mit einem umgehenden Manager im Zimmer schlafen, und die Dämmerung war noch weit. Seufzend zog ich den Laptop aufs Bett. Er war kalt. Das Netzteil war nicht angeschlossen. Was immer über den Bildschirm lief, konnte nur der Geist eines Programmes sein.

„Was ist passiert?“ fragte ich.

„Oh, der Blitz hat eingeschlagen. Das muß ihn durcheinandergebracht haben. Und dann hatte ich den Herzinfarkt und ...“

„Warum haben Sie keine Hilfe gerufen?“

„Der Akku meines Mobiltelefons war kaputt.“

Ich stöhnte. Es gab nichts, was ich für den Computer tun konnte. An Gebeten bestand kein Interesse. Wenn ich noch schlafen wollte, mußte ich mir etwas neues einfallen lassen.

„Ich muß sie verkaufen“, klagte Neeston hinter mir.

Knoblauch? Nein, er war kein Vampir. Silberne Kugeln? Quatsch! Konnte man den Geist in irgendetwas bannen, den kaputten Laptop etwa? Aber wie? Ich bekreuzigte mich und hob an: „Unreiner Geist, verlasse diesen Ort! Ich banne dich ...“

Der Tote schüttelte den Kopf. „Finden Sie nicht, daß das primitiver Aberglaube ist? Vergeuden Sie die knappe Zeit nicht damit. Reparieren Sie den Laptop! Ich muß die Aktien verkaufen.“

Er ging mir auf die Nerven. Er konnte von Glück sagen, daß er tot war, denn ansonsten hätte ich ihn erschlagen. „Ich will verdammt nochmal meine Ruhe!“ schrie ich, „Nimm deine Aktien und fahr zur Hölle!“ Jemand klopfte nebenan an die Wand und brüllte etwas Unverständliches. „Schnauze“, schrie ich zurück, „merdalors!“

Der Geist sah mich pikiert an. „So etwas sollte man nicht einmal im Scherz sagen“, tadelte er.

„Es war auch kein Scherz. Ich bin fünfzehn Stunden Auto gefahren. Ich sehe Dinge, die nicht da sind. Ich bin eine Gefahr für die Menschheit, wenn ich nicht endlich schlafen kann.“

Er hörte nicht zu. Statt dessen fummelte er schon wieder an diesem Computerleichnam herum. Bankrott soll er gehen, dachte es in mir, mit seinen ganzen pissigen Aktien. Das erinnerte mich an etwas. „Welche Aktien, sagten Sie, wollen Sie verkaufen?“

„Synergenta und e-shop, wieso?“

Ein böses Lächeln trat auf mein Gesicht. „Die hat man beide von der Börse genommen“, erklärte ich, „weil sie nicht das Papier wert waren, auf das man den Geschäftsbericht zu drucken pflegte. Die sind hin, beide. Nach dem Top-Manager von Synergenta wird wegen Konkursverschleppung gefahndet. Die ganze New Economy war ein einziger Luftballon. Eine Geldvernichtungsmaschine.“

Ich beobachtete, wie er unter meinen Worten zusammensackte. Es war, als schrumpfe er mit jedem Satz. „Ich hätte sie verkaufen müssen!“ heulte er, „Ich wußte, daß ich sie verkaufen muß.“

„Jetzt müssen Sie gar nichts mehr“, sagte ich mitleidlos.

Er heulte wie ein Herbststurm im Kamin, und dann verlosch er flackernd wie eine Flamme.

Der Bildschirm des Laptops wurde dunkel.

Ich hatte selbst damals ein paar tausend Mark eingebüßt. Völlig sinnlos, hatte ich bisher immer gedacht.

Am nächsten Morgen fragte mich der Wirt, ob ich gut geschlafen hätte. Einen Moment lang war ich versucht, ihm alles zu erzählen. Aber mein Französisch war nicht besonders gut, und außerdem war es nur gerecht, daß er das Zimmer nicht vermieten konnte. Irgendwann würde er bemerken, daß der Geist weg war, und bis dahin bezahlte er für meinen gestörten Schlaf. „Oui, monsieur“, erwiderte ich, „un café au lait, s’il vous plaît.“